

Kultur

AUAWIRLEBEN · Der schillernde Doppeltheaterabend «RAF unplugged» und «Jacko unplugged» verkreuzt Privates und Politisches.

Die Frisuren sitzen richtig gut

Von Nicole Ziegler

«Paris, leichter Nieselregen, 17 Grad, die Frisuren sitzen perfekt - bei Sartre ist immer besetzt.» - «Rom, Sonnenschein, 30 Grad, die Frisuren sitzen perfekt - der deutsche Filterkaffee fehlt deutlich.» Andreas Baader, Ulrike Meinhof, Gudrun Ensslin, die drei Ikonen der deutschen Roten Armee Fraktion (RAF), sind auf der Flucht. Nach irgendwo - Frankreich, Italien, Palästina -, dann doch zurück nach Deutschland. Sie hetzen durchs Leben, das sie sich irgendwann einmal zugelegt haben, sie planen Banküberfälle, bomben deutsche Wirtschaftssymbole aus, rächen ihre Toten, töten selbst, sitzen im Gefängnis, werden befreit (Baader - immer mit Sonnenbrille). Sie hetzen, und drum hetzen auch die SchauspielerInnen Bettina Grahs, Philippe Graber und Susanne Sachsse in Barbara Webers Stück «RAF unplugged» über eine überbordende Siebziger-Jahre-Bühne: Da gibts eine Fussel-Teppich-Kissen-Flöz-Ecke, Vorhänge, Mikrofone, RAF-Fahndungsplakate, Perücken (viele), Spielzeugautos - und überall Zettel, eine Flut. Davon reissen die drei immer mal wieder einen ab und lesen vor: aus einem Flugblatt, einem RAF-Bekennerschreiben, einem Brief. Dazu mischt Michael Haves Musik: «Solange man Träume noch leben kann». Grahs, Graber und Sachsse wechseln dauernd Rollen und drum auch Haare, sind mal Ensslin, dann Bundeskriminalamtschef Horst Herold, mal Baader, dann Studenten oder ein BKA-Fahnder mit Schweinemaske.

Die RAF eine aussichtslose Unternehmung, ihre ProtagonistInnen selbstverliebte EgoistInnen? Ensslin, Baader, Meinhof und all die anderen nur gierig auf Geld für geile Klamotten und Autos? Was in den neunziger Jahren - nach ihrer offiziellen Auflösung - mit der RAF passierte, stellt Barbara Weber als referenzielles Potpourri auf die Bühne: die Entpolitisierung der Bewegung in der öffentlichen Wahrnehmung, die Reduktion ihrer ProtagonistInnen auf Stilikonen - sprich der totale Blick aufs Private einer politischen Gruppierung. Und was meinen Weber und Co. dazu? Das sagen sie nicht wirklich, das soll sich das Publikum selbst zusammenbasteln, und das ist irgendwie

auch ganz in Ordnung - aber eben nur irgendwie.

Hingegen ist sehr in Ordnung, dass Weber und Co. beim zweiten Stück des Abends deutlich werden: «Jacko unplugged». Michael Jackson, ein genialer Musiker, aber eine traurige Figur. Gesichtsoperationen, Hautbleichungen, Affenliebe, Kinderliebe, Neverland, Hypochonder, Kind aus dem Fenster halten, Gerichtsverhandlungen - Jackos private Episoden schiessen aus dem Hinterhirn wie aus der Pistole. Seine Musik steht am Rande, das öffentliche Interesse gilt seiner verschrobenen Persönlichkeit und den vielen wunden Punkten seiner Biografie. Doch all dies interessiert Weber diesmal nicht wirklich. Sie interessiert vielmehr: Michael Jackson ist ein Schwarzer. Die Bühne, in der gleichen Manier hergerichtet wie für «RAF unplugged», ist ein heilloses Durcheinander: Da gibt es eine Afro-ecke, eine Kuschelzone mit dutzenden von Stofftieren, Mikrofone, Zeitungsausschnitte, Bilder - und wiederum Zettel. Und die werden wieder abgerissen und wieder vorgelesen. Das gehört zu Webers Unplugged-Konzept: ein Thema, drei SchauspielerInnen, ein Musiker und zwei Wochen Zeit. Da lässt sich nicht alles auswendig lernen, da geht es vielmehr um die Auslegeordnung und um Zusammenhänge. Und da Jacko ein Schwarzer ist, gehört zu ihm die Geschichte der Schwarzen in den USA. Auf die Bühne stiegen Schwarze lange gar nicht, erst Anfang des 20. Jahrhunderts als Clowns, die sich gleich selbst verarschten. Dann kamen die Angry Black Men mit Jazz, die Black-Power-Bewegung in den Sechzigern mit den Black-Panther-Aktionen, Martin Luther King und Malcolm X. Und eben auch Jackson, Michael. Er ist der King of Pop, er hätte eine Ikone für die Schwarzen und ein Weiterkämpfer für ihre Sache sein können. Aber er wollte nicht. Stattdessen hat er sich an den Anfang des 20. Jahrhunderts zurückversetzt und sich zum Clown gemacht. Er wollte ein Weisser sein, überidentifiziert. Das ist der Bogen. Das macht Weber aus dem verengten Blick auf Jackos Privatleben: Politik. Und Arvfild Baud, Fabienne Hadorn und Dominique Müller spielen die Show hervorragend. Sie sind «Schwarze mit weisser Hautfarbe», sind überidentifiziert, singen, tanzen, rollen mit den kleinen, blauen Augen, schreien: «Are you a nigger? - No, I am white, but I feel black, I'm a wigger» und werden deswegen noch nicht einmal erschossen. Das ist kein Klamauk, das ist bitterer Ernst. Und im Gegensatz zum ersten Teil des Abends auch noch aussagekräftig. Thanks a lot.

Das Festival Auawirleben läuft unter dem Motto «Freie Radikale» noch bis zum 7. Mai. www.auawirleben.ch